

Quo Vadis USA? – der Podcast des Heidelberg Center for American Studies

23. Juni 2023

„Er war ein Berliner“ – Vor 60 Jahren besuchte John F. Kennedy Deutschland

Andreas Daum, SUNY Buffalo

Anja Schüler: Guten Tag und herzlich Willkommen zu einer neuen Ausgabe von Quo Vadis USA? dem Podcast des Heidelberg Center for American Studies an der Universität Heidelberg, mein Name ist Anja Schüler. In dieser Ausgabe unseres Podcasts erinnern wir an ein wirklich aufsehenerregendes Ereignis in den deutsch-amerikanischen Beziehungen der Nachkriegszeit. Vor sechzig Jahren, im Juni 1963, besuchte der amerikanische Präsident John F. Kennedy Deutschland. Am 23. Juni traf er in Bonn ein, auf einen Besuch des Kölner Doms und eine Rede vor dem Rathaus folgte am 24. Juni eine Abendeinladung durch den damaligen Bundespräsidenten Heinrich Lübke. Tags darauf ging es nach Frankfurt am Main, wo Kennedy in der Paulskirche sprach, und am 26. Juni ging es dann nach Berlin, zum Höhepunkt des Besuchs, der seinen Abschluss in Kennedys legendärer Rede vor dem Schöneberger Rathaus fand. Über diese Deutschlandvisite und ihre Bedeutung spreche ich heute mit Andreas Daum; er ist Professor für Geschichte an der State University New York in Buffalo und Autor des Buches *Kennedy in Berlin – Politik, Kultur und Emotionen im Kalten Krieg*. Wir erreichen ihn in Washington, D.C. Herzlich willkommen zum Podcast!

Andreas Daum: Herzlichen Dank für die Einladung.

Anja Schüler: Ja, Andreas, ich sagte es bereits eben in der Anmoderation: Am 23. Juni 1963 landete die Air Force One auf dem Kölner Flughafen, wo der damalige Bundeskanzler Konrad Adenauer den amerikanischen Präsidenten mit einer Rede auf dem Rollfeld begrüßte. Man könnte sagen: der ganz große Bahnhof. Was war denn der Anlass für Kennedys Besuch in Deutschland?

Andreas Daum: Also, es gehört zu den Ironien dieses Besuches, dass es eigentlich keinen konkreten Anlass gab. Berlin, Deutschland, Europa befanden sich nicht unmittelbar in einer Krise: Der Bau der Mauer lag etwa zwei Jahre zurück, die Kubakrise hatte sich im Vorjahr abgespielt, und trotzdem wollte John F. Kennedy Flagge zeigen in Deutschland und in Europa. Er wollte die Europäer, und insbesondere natürlich die Bundesregierung um Konrad Adenauer, auf die transatlantische Linie bringen – er wollte signalisieren, es solle keine Alleingänge in Europa gegeben. Das war gegen den französischen Präsidenten de Gaulle gerichtet, und im Übrigen hängte er dann auch noch Italien und Irland an seine Reise an. Also ein bisschen spazierte er entlang der *Memory Lane*, aber hinter den Kulissen wurde schon sehr ernsthaft über politische und auch wirtschaftliche Fragen gesprochen, die dann ins Detail gingen, in die Handelspolitik zum Beispiel. Aber rundum war es eine Demonstration der USA: Wir sind präsent in Europa, wir wollen, dass ihr, die Deutschen und die Europäer, mit

uns diese Präsenz zeigt, aber wir wollen euch natürlich auch mitziehen in eine neue Epoche, für die Kennedy stand. Er wollte eine Koexistenz mit dem Osten einleiten. Unsere Studierenden vergessen heute leicht, dass sich die Welt mitten im Kalten Krieg befand; der sogenannte „Eiserne Vorhang“ lief mitten durch Deutschland, Berlin war geteilt in die drei Westzonen, also Westberlin und Ostberlin. Die Atomwaffenarsenale konfrontierten sich wechselseitig. Also, da war schon eine ungeheure Spannung in Europa, und Kennedy wollte über den Tellerrand hinausblicken. Er wollte den Europäern und gerade auch der Adenauerregierung signalisieren: Wir müssen uns bewegen, wir wollen eine Verständigung mit dem Osten, wir wollen auch eine globale Politik. Wir wollen uns den globalen Problemen, also etwa der Armut in der damals sogenannten Dritten Welt, widmen. Kurzum: eine riesige Agenda, aber keine unmittelbare Krise, kein unmittelbarer Anlass. Im Nachhinein muss man sagen es war schon ein kleiner Geniestreich, diese Reise überhaupt zu unternehmen, denn sie war letztlich ein riesiger Erfolg, nicht nur für Kennedy, sondern für alle Länder, die er besuchte.

Anja Schüler: Die Reise war wichtig für beide Seiten, für die USA und für Deutschland. Gab es da unterschiedliche Motive? Setzte man da vielleicht unterschiedliche Akzente? Warum war sie so wichtig?

Andreas Daum: Zunächst mal, diese Reise war keineswegs unumstritten. In den USA gab es durchaus Kritik daran. Im Süden der USA brodelte weiter der Rassismus, es gab die schwarze Bürgerrechtsbewegung, Martin Luther King, der erst einige Wochen zuvor in Birmingham in Alabama verhaftet worden war. Sowohl auf der Demokratischen als auch auf der Republikanischen Seite gab es Stimmen, die sagten: Warum will er denn nur nach Europa? Haben wir nicht genügend Ärger hier im eigenen Land? In Europa war die Stimmung unterschiedlich. In Frankreich wurde die Reise recht misstrauisch sicherlich durch den Präsidenten de Gaulle beobachtet. In Deutschland scharten sich die Anhänger des alten Konrad Adenauer um diesen, denn er hatte sich gerade mit de Gaulle auf einen Freundschaftsvertrag verständigt. Im Vorjahr gab es spektakuläre Begegnungen zwischen de Gaulle und Adenauer. Aber auch in Adenauers eigener Partei, in der CDU, brodelte es. Da gab es die Gaullisten, die also stärker auf eine französische Linie setzten. Da gab es die Atlantiker, die ihre Hoffnung in John F. Kennedy investiert hatten. Kurzum, das war durchaus kontrovers, nicht kritikfrei diesen Moment zu wählen – in einer Phase, in der die Dinge ins Lot gebracht werden mussten, indem man durch symbolische Politik harte Politik betreiben konnte, eben durch die Präsenz des amerikanischen Präsidenten. Das stand letztlich hinter diesem Besuch. Wir sollten auch nicht unterschätzen, wie es hinter den Kulissen aussah: im Weißen Haus und im Bonner Kanzleramt, im Büro des regierenden Bürgermeisters in Berlin, ebenso in Frankfurt, wurde um jedes Detail gerungen. Wer sollte nun mit wem wann auftreten? Sollten Nationalhymnen gespielt werden? Wer sollte in welcher Reihenfolge reden, bei den wenigen öffentlichen Auftritten. Also, auch das hatte durchaus Brisanz und Konfliktpotenzial.

Anja Schüler: Das ist ja immer ganz wichtig bei Staatsbesuchen, die Orchestrierung und eben auch das diplomatische Protokoll. Das führst du in deinem Buch sehr ausführlich aus, das

habe ich für die Vorbereitung auf den Podcast auch nochmal nachgelesen, fand ich unheimlich spannend. Was sind denn da hinter den Kulissen die unerwarteten Wendungen? Gibt es da Geschichten, die man kennen sollte?

Andreas Daum: Also, ich beginne mal mit einer kleinen Anekdote. Der gute Konrad Adenauer wollte schlicht, dass Kennedy am Flughafen Bonn, also ganz in der Nähe von Köln, landete, nämlich, um von dort aus mit dem Auto direkt in die Heimatstadt Adenauers zu fahren. So ging es weiter, welche andere Stadt sollte eingebaut werden? Die Münchner meldeten sich zu Wort, die Hamburger meldeten sich zu Wort. Und da war natürlich Willy Brandt – wesentlich jünger als Adenauer, und die neue dynamische Kraft der westdeutschen Politik. Der hatte sich ganz bewusst transatlantisch positioniert, hatte die Nähe zu Kennedy gesucht, und Kennedy hatte das auch respondiert. Also, er mochte Brandt und er wusste, dass Brandt, ähnlich wie er selbst, auf eine Koexistenzpolitik hinarbeitete. Wenn man sich dieses Gefüge vergegenwärtigt, wird schon klar, dass Adenauer gar nicht begierig war, Kennedy nach Berlin reisen zu lassen. Das wollte er eigentlich nicht, aber Willy Brandt und durchaus auch diese Berlinlobby, die es in den USA gab, setzte dann diesen Abstecher durch. Insofern, von der Wahl der Orte bis eben hin zu der Frage, wer reden sollte, wurde alles bis ins Detail ausgehandelt.

Anja Schüler: Das ist interessant, weil wir uns ja heute vor allen Dingen kaum noch an Kennedys Rede in der Paulskirche erinnern, aber jeder erinnert sich an die Rede vor dem Schönenberger Rathaus in Berlin, auf die wir nachher noch zu sprechen kommen. Aber ich wollte dich erst noch was anderes fragen: Ich habe mal so ein paar Bilder dieses Besuches Revue passieren lassen und es ist schon außergewöhnlich, wenn man diese Bilder sieht; diese enthusiastischen Menschenmengen am Straßenrand, viele, viele USA-freundliche Transparente, das soll sich dann wandeln, aber man sieht Schriftzüge wie „We Trust America.“ Spiegelt das die allgemeine Stimmung in der Bevölkerung wider, oder gab es auch da Kritik?

Andreas Daum: Also, im Rückblick aus dem Jahr 2023, nach der Präsidentschaft von Donald Trump, aber auch nach den vielen Konflikten die es in den 1960er, 1970er, 1980er, auch 1990er Jahren gab, ist es sehr schwer sich vorzustellen, dass die Mehrheit der Deutschen einen amerikanischen Präsidenten so enthusiastisch begrüßt – aber das war in der Tat so. Dieser gesamte Besuch ähnelte eigentlich einem Massenhappening, die Presse schrieb vom „Kennedy-Fieber,“ manche fielen in Ohnmacht, Hunderttausende hatten sich in den Straßen versammelt, in Frankfurt, auch in Köln und vor allen Dingen in Westberlin, und diese Stimmung war authentisch. Natürlich hing sie auch damit zusammen, dass sehr viele Zuschauer und Zuhörer ihre Hoffnungen auf Kennedy projizierten; die Hoffnung darauf, dass nun endlich der Generationswechsel in der Politik eingeleitet werden würde, dass ein neues Politikverständnis hervortreten würde, dass schlichtweg jetzt die Jüngeren ans Ruder kommen würden und die Welt in eine friedlichere Epoche manövrieren würden. Und das darf man nicht unterschätzen: Konrad Adenauer wurde zum ersten Mal zum Oberbürgermeister von Köln gewählt in dem Jahr als Kennedy geboren wurde, im Jahr 1917, also eine völlig andere Generation. Sein Nachfolger, Ludwig Erhard, war zwanzig Jahre älter als Kennedy. Die

Westdeutschen hatten allen Anlass, ihre Hoffnungen auf einen Politikwechsel zu setzen. Dann kommt noch etwas hinzu, was ebenfalls recht schwer zu verstehen ist im Rückblick. Natürlich besaß Kennedy so etwas wie Charisma, eine besondere Ausstrahlung. Die war nicht bloß inszeniert, die lag in seiner Gabe begründet, rhetorisch geschliffen und sehr gut angepasst die jeweiligen Zuhörer mit sich zu ziehen. Aber natürlich wurde dieses Charisma auch medial inszeniert. 1963 war das Jahr, in dem die Beatles ihren Takeoff erlebten und von England nach Amerika überschwappen. Paul McCartney hat gerade aus Anlass seines einundachtzigsten Geburtstages einen Bildband veröffentlicht mit seinen eigenen Fotos, *In the Eyes of the Storm*, und der Storm meint in diesem Fall die Massenbegeisterung auf allen Kontinenten. Also, es gab da eine Lockerung, es gab eine Bereitschaft, in die Öffentlichkeit zu gehen, die Schranken zu überwinden, gerade in der jungen Generation. Kennedy wurde so etwas wie ein Popstar, er wurde inszeniert, er wurde bewundert, seine Bilder hatten geradezu ikonischen Charakter. Aber noch einmal: Wir sollten vorsichtig sein, dies nicht nur als bloße mediale Manipulation oder Theatralik abzutun. Es war in vielen, vielen Fällen, gerade auf seiner Deutschlandreise, eine ehrliche, eine authentische Reaktion, in der sich die Hoffnungen dieser deutschen Bevölkerung bündelten.

Anja Schüler: Ja, dann reden wir doch mal über Berlin. Dieser Berlinbesuch Kennedys war dann der Abschluss und sicherlich aus heutiger Sicht auch der Höhepunkt seiner Deutschlandreise. Die Berliner haben ihn ganz besonders gefeiert, sogar mit so einer Art *Ticker Tape Parade*. Es gibt dieses wunderbare Foto, wo wir gerade über mediale Eindrücke sprachen, von dem Chauffeur des Präsidentenautos, der versucht die Windschutzscheibe von Zeitungsschnipseln zu befreien. Dabei muss man sagen, du hast es eben schon angedeutet, zwei Jahre zuvor beim Bau der Berliner Mauer hat Kennedy ja eher zurückhaltend agiert. Kann man in seinem Deutschlandbesuch und speziell in seinem Berlinbesuch eine Art Wiedergutmachung dafür sehen?

Andreas Daum: Das ist durchaus richtig. Man muss sich in der Tat vor Augen führen: 1961 in Berlin brodelte es. Im August beginnen die Bauarbeiter im Ostteil die Mauer zunächst aus Backsteinen aufzubauen, und da hat Kennedy völlig rational, bündnispolitisch konsequent und entdramatisierend geantwortet. Er hatte im Juli die sogenannten *Essentials for Berlin* definiert, also die Überlebensfähigkeit der Stadt, die Verbindung zum Westen, die weitere Stationierung der Westtruppen. Aber diese Sicherheitsgarantien galten eben nur für die drei Westsektoren, nicht für den Ostsektor, und sie konnten es auch nur. Das war also durchaus logisch, es war machtpolitisch klug, wurde aber nicht überall verstanden: Berlin konnte für Kennedy kein *casus belli* sein. Es war politisch, moralisch, ethisch schlichtweg nicht möglich, in Berlin nun als Anlass eines Nuklearkrieges die Lunte brennen zu lassen. Insofern war diese vorsichtige, zurückhaltende, pragmatische, realpolitische Haltung sehr, sehr klug – wurde aber eben emotional in Berlin übelgenommen. Kennedy reagierte dann, indem er seinen Vizepräsidenten [Lyndon B.] Johnson und später [General Lucius] Clay nach Berlin sandte, aber diese Enttäuschung setzte sich durchaus fort. Sie kühlte sich etwas ab, wobei Kennedy dann in der Kubakrise, also im Herbst 1962, immer wieder betonte: Wir stehen solidarisch zu Berlin – er bereitete in gewisser Weise die Wiedergutmachung vor und die Reise, wie du eben angesprochen hast, als Wiedergutmachung. Er wusste, er würde nicht von seinen

Sicherheitsgarantien zurücktreten, aber er würde sie auch nicht dramatisieren. Es war ein Drahtseilakt in Berlin. Mit der Ankunft, mit dieser Fahrt im offenen Auto, die wirklich einem Spektakel glich, einem emotionalen Masseneignis ohnegleichen, setzte er gewissermaßen die positiven Energien der Westberliner frei. Er zog den Stöpsel aus ihrer Gefühlsblockade, und er zeigte: Ich bin einer von euch, ich bin hier, ich möchte euch sehen, ich möchte durch eure Straßen fahren, und ich möchte natürlich auch das Brandenburger Tor sehen und die Berliner Mauer; das waren zwei der Highlights, die er besuchte. Das Programm war dann sehr, sehr elegant austariert worden: Es schloss ein die Fahrt durch die Stadt, einen Besuch an der Freien Universität, die ja ganz wesentlich mit amerikanischer Unterstützung expandiert hatte, und es schloss eben eine öffentliche Rede ein vor dem Schöneberger Rathaus, die dann ganz unerwartet zum wirklichen emotionalen Höhepunkt der gesamten Europareise wurde.

Anja Schüler: Ja, das hast du ja eben schon angesprochen, dass er den Berlinern signalisiert hat, er sei einer von ihnen. Dieser berühmte Satzsatz bedeutet natürlich ein bisschen mehr, da wollen wir gleich drüber sprechen. Du hast eben auch gesagt, er wollte deutlich machen, dass die USA nicht mehr hinter ihre Sicherheitsgarantien zurückgehen werden. Also lass uns auf diese berühmte Rede zu sprechen kommen, auf diese beiden Elemente. Enthielt sie neue Elemente, neue Versprechungen der amerikanischen Außenpolitik, und dann musst du bitte noch was zu dem Satzsatz sagen: was hatte es damit auf sich? Wie kam dieser zustande?

Andreas Daum: Diese Schöneberger Rede ist ein Unikum, sie war nämlich überhaupt nicht so geplant. Kennedy hatte ein Manuskript, an dem war wochenlang gearbeitet worden, und in diesem Manuskript wurden die Sicherheitsgarantien für Westberlin bekräftigt. Es wurde vorsichtig ein Blick in die Zukunft geworfen, aber im Wesentlichen gab es da nichts neues, nichts Dramatisches. Was Kennedy dann machte war, dass er in entscheidenden Teilen, nämlich zum Anfang und zum Ende der Rede, unter dem Eindruck sowohl des Massenjubels als auch der Begegnung mit der Mauer, abwich von dem Redetext und in beiden Passagen, sowohl am Anfang als auch am Ende, aus freien Stücken diesen berühmten Satz „Ich bin ein Berliner“ einfügte, der im übrigen von dem Publikum und auch an den Fernsehgeräten gleich viermal gehört wurde, denn es gab ihn in der Rede von Kennedy zweimal, und er wurde zweimal ins Deutsche übersetzt. Diese Idee zu dem „Ich bin ein Berliner“ war nicht nur spontan geboren. Kennedy hatte im Vorfeld, eine Woche vor der Abreise, in einem ganz kleinen Kreis im Weißen Haus einige Ideen ausprobiert. Er wollte etwas Besonderes sagen, er wollte einen emotionalen, einen solidarischen Satz fallen lassen. Er wollte gerne auf Deutsch sprechen und hatte einige Sätze ausprobiert, und auch „Ich bin ein Berliner“ notiert. Nur ging dieser Satz dann in dem Reisestress, in der Hektik der Vorbereitung, unter. Er fand nie Eingang in das Redemanuskript. Es war wenige Minuten vor der Rede, dass Kennedy sich noch einmal im Büro von Brandt zurückzog und eigenhändig diese Sätze aufschrieb, kurioserweise lautsprachlich, das sieht dann ein bisschen komisch aus im historischen Dokument, und baute dann diese zu Anfang und zu Ende seiner Rede ein. Es war natürlich ein Geniestreich, denn wie anders könnte man die eigene Solidarität ausdrücken als sich selbst zum Mitglied dieser politischen, dieser Stadtgemeinschaft, zu erklären? Und das untermalt mit Stolz, das untermalt als Höhepunkt diese Reisetage. Also, das war schon ein Ding und wurde natürlich auch von der Presse, von den Medien, von den Zuhörern sofort begierig und

mit großem Enthusiasmus aufgenommen. Vielleicht noch einen Einsatz zu dieser unsinnigen *urban legend*, zu dem Missverständnis er habe sich nun zum *Jelly Donut* erklärt, das ist alles Unsinn. Diese Legende kam erst Jahre später auf, vor allen Dingen in der amerikanischen Literatur, in der amerikanischen Presse. Man muss sich einmal vorstellen, hätte Kennedy wirklich einen Lapsus begangen, wäre er unfreiwillig in Komik versunken. Genau in dieser Rede wäre das das gefundene Fressen gewesen für die Ostseite, für Ostberlin, für Moskau – man hätte Spott über ihn ausgeschüttet bis zum geht nicht mehr, aber nichts davon passiert. Also, dieser Satz stand im Raum, genauso wie in Kennedy ihn sagen wollte. Alle Präsidenten seither, soweit sie Berlin besucht haben, haben sich dann abgemüht, entweder diesen Satz zu variieren oder alternative deutsche Sätze in ihre Reden einzubauen. So recht gelungen ist das nicht, auch das spricht für das Unikat und dafür, dass Kennedy zum richtigen Zeitpunkt und in einem Moment der Unsicherheit einen Pflock eingerammt hat in diese transatlantische Beziehung. Er hat im richtigen Moment in Westberlin die Spannung weggenommen, die Enttäuschung weggenommen und die amerikanische Solidarität betont. Natürlich wurde das ganze dann in den Folgejahren recht komplex, gerade in Berlin, weil die Studentenunruhen ganz zurecht den Vietnamkrieg auf ihre Agenda schrieb, sich von den USA absetzten, die USA nun, darüber kann man gewiss streiten, als imperiale Macht kritisierten. Das heißt, die Rahmenbedingungen, auch die Rezeptionsbereitschaft für amerikanische Politik wandelten sich natürlich ganz dramatisch in den Folgejahren, die dann Kennedy aufgrund seiner Ermordung nicht mehr erleben konnte.

Anja Schüler: Ja, danke, dass du schon mal einen Blick voraus geworfen hast für uns und diesem Besuch den größeren Rahmen gegeben hast und ihn damit noch mal so in seiner Einzigartigkeit herausgestrichen hast. Wir brauchen, glaube ich, gar nicht ganz so weit in die Zukunft zu schauen. Du hast es eben schon erwähnt, nur fünf Monate nach seinem Deutschlandbesuch fiel dieser junge, charismatische Präsident, in den sich sozusagen halb Berlin verliebt hatte, in Dallas einem Attentat zum Opfer, und, auch das wissen wir, hat die Welt schockiert. Ich glaube, das kann man ohne Übertreibung sagen, diese Nachricht ging wie ein Lauffeuer um die Welt. Wie haben die Deutschen darauf reagiert?

Andreas Daum: Also, der Begriff des Lauffeuers ist vollkommen gerechtfertigt. In der Presse sprach man am Tag nach der Ermordung von einer Lawine, die sich Bahn gebrochen hätte in Deutschland. Wenn man heute Menschen dieser Generation fragt, ob sie sich an den Kennedybesuch erinnern, würde man immer ein Ja hören, und die meisten werden wissen, wo sie sich gerade befanden: in einem Restaurant, zu Hause, am Radio, bei Nachbarn und so weiter. Das heißt es war ein Moment, der sich wirklich einschrieb in das Alltagsleben, und dann brach es los: In spontaner Trauerbekundung in Berlin stellten Zehntausende Kerzen in ihre Fenster. In vielen deutschen Städten sammelten sich Menschen auf der Straße zu Trauerzügen, bevor diese dann offiziell organisiert wurden. Es gab da durchaus eine religiöse Intonation, also Menschen in Andachtshaltung. Der Moment des Todes und der tiefen spontanen Trauer ist natürlich auch ein Moment der Mythenbildung. Kaum war Kennedy gestorben, wandelte sich das Charisma zu einem geradezu mythischen Erlebnis. Kennedy wurde als Prometheus beschrieben, der gerade den Europäern das Feuer gebracht habe. Also das Gemeinschaftserlebnis mit dem Lebenden, mit dem aktiven, dem charismatischen

Kennedy übersetzt sich für einige Zeit, nicht auf Dauer, aber für einige Zeit in eine Trauergemeinschaft, aber eben auch eine Gemeinschaft. Das heißt, ähnlich wie nach 9/11, den Terroranschlägen auf New York und Washington, trauerten die Menschen in West und Ost, auf beiden Seiten des Atlantiks um den Verlust, und diese Bande hielten für einige Zeit. Sie waren natürlich auf die Person Kennedys konzentriert, aber auch da konnten sie konnten sich langfristig nicht vor Erosionen bewahren.

Anja Schüler: Ja, ganz herzlichen Dank für diesen Blick zurück, für die spannenden Einsichten und auch die eine oder andere Anekdote. Wir erinnerten heute im HCA Podcast an den Besuch John F. Kennedys in Deutschland vor sechzig Jahren. Mein Gesprächspartner war Andreas Daum, Historiker an der State University Of New York in Buffalo, Grüße nach Washington, Andreas, hoffentlich bis bald!

Andreas Daum: Ja, herzlichen Dank, und ich freue mich, zu diesem Podcast beitragen zu können. Herzlichen Dank!

Anja Schüler: Und das war die aktuelle Ausgabe von *Quo Vadis USA*? Unser Podcast wird produziert vom Heidelberg Center For American Studies an der Universität Heidelberg, mit freundlicher Unterstützung der Jacob Gould Schurmann Stiftung. Mein Name ist Anja Schüler, und mein Dank geht an Eléna Brandao-Mecker für die technische Unterstützung und an Sie fürs Zuhören. Wir melden uns im nächsten Monat wieder mit einem neuen Podcast. Bleiben Sie uns also treu und bleiben Sie gesund!